Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 31 (1949)

Heft: 2

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Winterthur, 14. Januar 1949 — Erscheint jeden Freitag — 31. Jahrgang Nr. 2

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze, Verlag, Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 27 29 75, Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 2 22 52, Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Abonnementspreise: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 12.50, halbjährlich Fr. 6.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate – Inseratenschluß Montag abend

Louis-Lucien Rochat

El. St. Am 7. Januar wurde in weiten Kreisen des hundertsten Geburtstages dieses Mannes gedacht, dem wir in der Schweiz die Gründung des Blauen Kreuzes, und damit der Abstinenzbewegung im allgemeinen verdanken. Als junger Theologe kam er in England mit diesen Problemen in Berührung, und wurde davon so stark und nachhaltig beeindruckt, daß er nach einigen Jahren Pfarramt im Kanton Waadt seine ganze Lebensarbeit in den Dienst der Trinkerrettung gestellt hat. Die Schreibende erinnert sich sehr wohl des feinen, lebhaften Mannes, der zusammen mit Pfarrer Arnold Bovet zu den Freunden ihres Vaters gehörte, die im elterlichen Haus öfters zu Gast waren.

Sie erinnert sich aber auch der Diskussionen um die sogenannte „Temperenz", hört noch, wie es immer wieder hieß, der Mißbrauch alkoholischer Getränke müsse bekämpft werden; erinnert sich noch, wie Pfarrer Bovet von seinen Reden im Kanton Neuenburg erzählte, und hat dann nach und nach die große Wandlung der Bewegung von der Bekämpfung des Alkoholmißbrauches zum wissenschaftlich begründeten prinzipiellen Kampf gegen den Alkohol, und die Bekämpfung der Trinksitten miterlebt.

Rochat gab bald sein Pfarramt auf, um ganz der Aufgabe zu leben, zu der er sich von Gott berufen fühlte, und die er ein Leben lang in einer geistigen und materiellen Aufopferung in einer Weise erfüllt hat, die aus der Arbeit des Blauen Kreuzes, und aus der Pflicht der Trinkerrettung für alle Zeiten eine sittliche Verpflichtung gemacht hat, die heute aus der Arbeit unserer Kirche und unserer Fürsorge-Institutionen nicht mehr wegzudenken ist. Aktueller als je steht heute die Pflicht der Bekämpfung unseliger, unser Volk in seinen besten Kräften bedrohender Trinksitten vor jedem verantwortungsbewußten Schweizer. Und bei den starken Widerständen, den großen finanziellen Interessen, die sich gefährdet fühlen und mit allen nur denkbaren Mitteln den Alkoholkonsum zu fördern suchen, oft mit staatlicher Unterstützung, tut es all denen, die in diesem schweren Abwehrkampf stehen gut, sich am Leben und Wirken eines Mannes wie L. L. Rochat neue Kraft, neuen Mut und neue Begeisterung zu holen für eine Arbeit die unpopulär ist, für Grundsätze, die den Einzelnen in einer lebens- und trinklustigen Welt oft gesellschaftlich isolieren, beruflich benachteiligen und zu einem unbequemen Rufer in der Wüste stempeln.

L. L. Rochat in der absoluten Hingabe und Unterordnung seines Lebens an die Arbeit, die er als ihm von Gott zugewiesen erfüllt hat, hat uns allen die auch in dieser Arbeit stehen eine klare und eindeutige Wegleitung hinterlassen:

Treu sein, und tapfer sein, wenn es schwer ist.

Wir danken ihm dafür.

Die Lebensmittelrationierung und ihre Lehren *

Dr. h. c. A. Muggli

Es ist ein etwas eigenartiges Gefühl, in einer Schlußkonferenz über abgeschlossene kriegswirtschaftliche Aufgaben zu sprechen, wenn gleichzeitig draußen auf der Straße die ausgerufenen Tageszeitungen Schlagzeilen und Artikel enthalten, die offenbar noch nicht Künder von ausgeglichenen und friedlichen internationalen Beziehungen sind. Kann ein solches Vorgehen nicht dazu führen, daß unsere Auffassung vom „auserwählten Schweizervolk", wie Bundesrat Rubattel vorgestern in Solothurn sagte, bestätigt wird, daß unser „Besserwissen" und „Besserkönnen" als andere Völker dadurch erhärtet wird, daß unsere Tendenz bestärkt wird, anzunehmen, daß auch in Zukunft die Europa oder die Welt bedrohenden Konflikte schonenderweise wiederum an unserer Heimat vorbeigehen werden? Und doch ist es richtig, einen sichtbaren Schlußpunkt zu setzen. Die Aufgabe, die Ihnen und uns im Jahre 1939 übertragen wurde, ist beendet. Es ist richtig und notwendig, daß wir nicht nur die Akten — sie haben einen erstaunlichen Umfang angenommen — beiseite legen, sondern daß wir uns auch geistig lösen von dem was hinter uns liegt. Wir müssen frei werden für die Aufgaben von heute und für die Probleme von morgen. Auch wenn die kommende Zeit uns unter Umständen vor ähnliche Notaufgaben, wie die hinter uns liegenden, stellen sollte, müssen wir innerlich frei sein, um neuen Situationen mit neuen Lösungen begegnen zu können. Dabei dürfen und sollen wir für die Erfüllung ähnlicher oder auch ganz anders gearteter Aufgaben die gewonnenen Erfahrungen und Erkenntnisse benützen, um das vor uns Liegende zielbewußter und erfolgreicher anpacken und meistern zu können.

So wollen wir denn heute an diesem Uebergang von der Vergangenheit in die Zukunft gemeinsam einen Augenblick stille stehen. Den Rückblick auf den äußern chronologischen und materiellen Ablauf unserer Tätigkeit überlasse ich der papierenen Berichterstattung. Der hiefür vorgesehene Tätigkeitsbericht des KEA. wird allerdings so umfangreich ausfallen, daß Sie ihn kaum lesen, sondern als standfeste Eckstütze und wertvolles Nachschlagewerk Ihrer Bibliothek einverleiben werden. Was wir aber heute tun wollen ist dies: Wir wollen uns fragen, ob die in den vergangenen 8 Jahren gesammelten Erfahrungen uns etwas zu sagen haben, ob wir uns Erkenntnisse aneignen konnten, die uns geholfen haben vorwärts zu schreiten. Es ist doch so, daß wir uns mit allem, das uns im Leben begegnet, ob es sich um Menschen, um Ordnungen, um Geschehnisse oder um unerfreuliche Erscheinungen handelt, wie der Einschränkung der Bewegungsfreiheit durch die Rationierung auseinandersetzen müssen. Jeder Einzelne entscheidet selbst darüber, ob er daraus Erkenntnisse gewinnen will, die ihn bereichern. Die uns zur Verfügung stehende Zeit ist viel zu knapp bemessen, um alle Lehren, alle Erkenntnisse, die sich aus dem Experiment der gelenkten staatlichen Verteilung in Zeiten des Mangels ergaben, darzustellen. Gestatten Sie daher, daß ich mich auf einige wenige, mir besonders wichtig erscheinende Erkenntnisse beschränke.

Da die Lebensmittelrationierung sich mit der Ernährung und der Aufrechterhaltung der körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit zu befassen hatte, stehen jene Fragen im Vordergrund, die sich mit der Ernährung als solcher befassen. Es sind insbesondere zwei Problemkreise die Lehren auch für die Zukunft ergeben können: einerseits die Umstellung der Ernährung, anderseits die Ernährungsforschung. Eine erstaunliche Erfahrung der Kriegszeit bestand darin, daß, abgesehen von reinen Mangelschäden, trotz Nahrungsmittelknappheit unser Volk nicht kränker, sondern eher gesünder wurde. Fräulein Dr. Rikli hat Ihnen ja darüber bereits einiges gesagt. Vor allem aber sind es die „Wohlstandskrankheiten", die während der Zeit des Mangels abgenommen haben: Zahncaries, mitverursacht durch Ueberfluß an Fabrikzucker, Leber- und Gallenleiden, die bei übermäßigem Konsum von Fettstoffen entstehen können. Aber auch die „Erleichterung von der persönlichen Fettreserve" hat während des Krieges zweifellos eher zur Erhöhung unseres Wohlbefindens und unserer Leistungsfähigkeit beigetragen. Die 1946 verdoppelte Fettration hatte dann allerdings zur Folge, daß schon vor Einführung der «new-look-Mode» die Schneider wieder etwas mehr Stoff sowohl bei männlichen wie auch weiblichen Kleidungsstücken zuzusetzen hatten. Fest steht aber, daß die durch den Mangel erzwungene Umstellung der Ernährung positive Erfahrungen zeitigte. Ohne auf den edlen Wettkampf zwischen Vegetariern und „Carnivoren" einzutreten, ist doch festzustellen, daß eine Umstellung von der fleischhaltigen auf eine mehr vegetarische Ernährungsweise vom ernährungs-physiologischen Standpunkt aus zweifellos eine Verbesserung gebracht hat. Heute bilden sich nach Wegfall des Mangels diese Verschiebungen wieder etwas zurück. Aber auch bei ausgeglichenen Preisen und auch im Ueberfluß sollten die gesammelten Erfahrungen nicht vergessen werden. Ich denke in diesem Zusammenhang auch an die Kartoffeln. Es ist erfreulich, daß der durch den Krieg gesteigerte Kartoffelkonsum auch nach dem Krieg nicht sofort auf das Vorkriegsniveau zurückgefallen ist. Heute sieht die Lage leider schon wieder etwas anders aus. Eine Ausweitung des Konsums auf einem andern Gebiete ist vielleicht in diesem Zusammenhang auch zu erwähnen. Ich denke zurück an jenen Zeitpunkt, da die Schokolade-Rationierung zur Diskussion stand. Wir haben sie lange hinausgeschoben aus Ueberlegungen, die sich heute bestätigt finden. Wir waren der Auffassung, daß eine Rationierung der Schokoladenkonsum potentiell ausweiten werde, so daß die Aufhebung der staatlichen Kaufbeschränkung durch diese Verbrauchszunahme wesentlich erschwert werde. Den amtlichen Erhebungen von Haushaltungsrechnungen 1947 kann entnommen werden, daß der Konsum an Schokolade gegenüber 1937 im Arbeitshaushalt um 127 Prozent und im Angestelltenhaushalt um 71 Prozent gestiegen ist. Ich schätze mich angesichts dieser Erfahrung glücklich, daß wir dem Drängen einiger Gruppen nicht nachgekommen sind und das Bier nicht rationiert haben, denn zweifellos dürften wir auch hier eine staatlich geförderte Ausweitung des Konsums auf Grund des psychologischen Einflusses der Coupons feststellen. Zu den erfreulichen Umstellungen gehört die erneute Entdeckung des Wertes des Fruchtzuckers, der während des Kriegs sich steigernden Wertschätzung erfreute, der aber leider seit Ende des Krieges im Verbrauch wieder stark zurückgegangen ist. Hier wie anderorts liegt vielleicht eine Aufgabe der Frauenverbände vor, die wertvollen Umstellungen der Kriegszeit immer wieder in Erinnerung zu rufen.

Ich beschränke mich in diesem Rahmen nur auf diese wenigen Hinweise, um noch kurz einige wenige Worte zu den Fragen der Ernährungsforschung anzubringen. Der Krieg hat ja endlich eine alte Frage wieder akut werden lassen, nämlich die Frage, ob die Ernährung des Tieres oder die Ernährung des Menschen wichtiger sei. Sie ist während des Krieges dahingehend entschieden worden, daß der Erforschung der Ernährung des Menschen der Vorrang gebühre. Die Ergebnisse dieser Einstellung kennen Sie. So vor allem verdanken wir ihr die Schaffung der Eidg. Kommission für Kriegsernährung. Die Weiterführung dieses wertvollen Organes in einer neuen Form ist ein erfreuliches Zeichen dafür, daß die Lehren der Kriegszeit nicht vergessen blieben. Irgendwie hat sich während des Krieges auch die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß nicht nur in der Medizin vorbeugen wichtiger ist als heilen, sondern daß auch in Ernährungsfragen die Prophylaxe wichtiger ist als die Therapie. Diese Erfahrungen sind sicherlich wert, über das Kriegsende hinaus beachtet zu werden. Ich denke außerdem, ohne damit eine abschließende Aufstellung geben zu wollen, an die Erforschung des Nährwertes der Nahrungsmittel, an die Aufgaben der Normierung des Ernährungsbedarfes, der Feststellung eines durchschnittlichen Minimalbedarfs, der Aufstellung von Bedarfsnormen nach Alter, nach Beruf, nach Krankheitserscheinungen u. a. m. Natürlich werden die Ergebnisse all dieser Forschungen psychologisch gesehen immer wieder den Nachteil aufweisen, daß sie Durchschnittswerte ermitteln, daß die gewonnenen Erkenntnisse, Normen und Zahlen sich auf einen Durchschnittsschweizer beziehen und bekanntlicherweise gibt es in der helvetischen Wirklichkeit keine Durchschnittsschweizer. Impulse für Zwischenverpflegungen in Werkstätten und Fabriken für Arbeiter und Angestellte, die Milchabgabe an Schüler während der Schulzeit und andere Neuerungen mehr sind während des Krieges gefördert worden und sollten auch in Friedenszeiten nicht verloren gehen.

Noch wichtiger als diese Erfahrungen im reinen Ernährungsgebiet scheinen mir die Lehren, die sich darüber hinaus aus dem allgemein menschlichen Verhalten der Bevölkerung, der Bewirtschaftenden

*) Anläßlich der Schlußkonferenz des konsultativen Frauenkomitees der Kriegswirtschaft in Bern hielt Herr Dr. h. c. A. Muggli diesen Vortrag, den wir um seiner Bedeutung willen zu eingehender Lektüre empfehlen. Wir danken ihm für die Erlaubnis, seine Ausführungen vollinhaltlich veröffentlichen zu dürfen.

Salome brennt durch

16

Roman von Ida Frohnmeyer

Lebendige Geschichten, ich meine, solche, die sich gerade unter unsern Augen zutragen, sind doch zehnmal interessanter als solche, von denen man in Büchern liest. Emmeli zwar teilt meine Ansicht keineswegs. Sie liest fürs Leben gern Kriminalgeschichten, und auch wenn sie mit ihrem hellen Verstand sofort das Unmögliche manchen Geschehens heraus hat, macht ihr die Sache Spaß. Sie sagt: um den jeden Tag gleichbleibenden Zimmerdienst bei Fräulein Lüliger auszuhalten, müsse sie einfach hin und wieder etwas „Ganz anderes" haben, etwas, das, wie eine Bombe einschlägt. Als ich sie aber fragte, ob sie dementsprechend bei den Filmen auch die aufregenden bevorzuge, sagte sie: „Fall jetzt nur nicht vom Stengel, Sabineli, wenn ich dir sage, daß mir das Kino überhaupt nichts sagt. Es dünkt mich halt alles ein heillloser Schwindel, besonders seit ich einmal eine Beschreibung gelesen habe — mit Bildern — wie sie das alles machen. Nur die Musik dabei habe ich gern." — —

Schon während wir im Garten arbeiteten und überhaupt den ganzen Tag über freute ich mich auf das Abendgespräch, auf die lebendige Geschichte, und als wir uns in unsern Betten ausgestreckt hatten, nur mit dem Leintuch zugedeckt, denn in unserm Dachstock ist noch wenig von nächtlicher Abkühlung zu spüren, sagte ich: „So, Emmeli, jetzt erzähl mir alles von allem Anfang an!" Aber sollte man's glauben: sie behauptete, zu müde zu sein, um auch nur den Mund auftun zu können.

Da fing ich regelrecht zu schimpfen an: hatte ich nicht im Garten geschuftet, daß mir der Schweiß in Strömen übers Gesicht rann? Bildete sie, Emmeli, sich etwa ein, daß diese Anstrengung der Pension Lüliger gegolten? Nein, mein Fleiß hatte einzig und allein um Ruedis Willen eine derartige Siedehitze erreicht.

Emmeli lachte zur Decke empor, schob die Hände in den Nacken und sagte: „Meiner Seel, das Sabineli schwingt eine Wut! Aber du hast recht: versprochen ist versprochen!"

So erfuhr ich denn, daß der Ruedi groß und kräftig gewachsen sei, der beste Turner weit und breit und auch der Fleißigste im Kanton. Und ich erfuhr, daß er schwarzes Chruselhaar habe und sehr schöne braune Augen, die einen so anschauen konnten, daß es einem richtig warm ums Herz wurde. Als ich hier triumphierend einschalten wollte: „Also weißt du doch —", fuhr Emmeli rasch weiter: „Das will gar nichts sagen. Es wird mir genau so warm ums Herz, wenn ich heim komme und das Müetti steht unter der Tür, und auch schon, wenn ich unsern Hof nur von weitem sehe, und jedesmal denke ich dann: es gibt kein Heimet wie das unsre, und nie kann ich anderswo zu Hause ein. Und auch an Ruedis Mutter muß ich dann denken. Sie ist keine Ungute, nein, das nicht. Aber es wird ihr sicher schwer fallen, einmal das Regiment abzutreten, und wenn sie's überhaupt nicht fertigbringt und mir in alles hineinschwatzt? O heie, Sabineli, in der Stadt ist das Heiraten einfacher! Man geht in sein Logis und dreht den Schlüssel um und ist für sich, und sie die draußen sind, können einem gestohlen werden... Warum sagst du nichts, Sabineli? Habe ich etwa nicht recht? Oder — halt là, hättest du am Ende auch heiraten sollen und hast es nicht gewollt und bist deshalb — — meiner Seel, friß mich nur nicht auf, ich hab das ja nur so daher geredet und glaub selber nicht dran!"

Ich war tatsächlich in die Höhe gefahren, und ich wollte gerade sagen: „Bist du eigentlich hellseherisch veranlagt, du Saperlots-Maitli?" Aber glücklicherweise verschlug es mir den Atem, bis sie ihre letzten Worte gesagt hatte. Und natürlich ließ ich mich jetzt wieder ins Kissen zurückplumpsen und sagte: „Das kommt von deinen Kriminalgeschichten, Emmeli, daß du solch lebhafte Phantasie hast. Aber los, erzähl mir noch ein bißchen von zu Hause, von deiner Mutter vor allem — es ist gewiß schön, eine Mutter zu haben. Die meine starb, wie ich ein paar Stunden alt war."

„Oh, deshalb sagst du nie ein Wörtlein von ihr? Aber wer weiß, vielleicht hättest du auch keine Mutter gehabt, wenn sie am Leben geblieben wäre. Denn du glaubst doch nicht, daß eine Frau, die Kinder hat, ohne weiteres auch eine richtige Mutter ist? Oh herrje, Sabineli — ich kenne Weiber! Wenn ich an die denke und dazu an den rührseligen Muttertag und an all die schönen Verse über Mutterliebe, wird mir ganz gschmuech. Weißt du, was mein Müetti vom Muttertag sagt? Eine rechte Mutter braucht keinen. Was man seinen Kindern tut, ist doch ganz selbstverständlich, man hat sie in die Welt gesetzt, also muß man auch zu ihnen schauen, und man hat sie doch so lieb, daß man alles gern tut... Mir fällt eben etwas Gerissenes ein, Sabineli: die Madame muß uns an einem Sonntag zusammen frei geben, dann kommst du mit mir heim — willst du?"

Natürlich wollte ich und das Emmeli geriet über den Plan völlig aus dem Häuslein und beschrieb mir alles dermaßen genau, daß ich den Hof geradezu vor mir sah, ihn, der den ganzen Tag nie ohne Sonne ist. Sie spaziert um ihn herum, macht am Morgen die vordern Scheiben glitzern, und am Abend ist die Hinterwand rot von ihren Strahlen, und deshalb gedeihen da oben Mensch und Vieh, sagt Emmeli, und deshalb ist es ein halbes Sterben, wenn man an ein endgültiges Fortgehen denkt. Womit wir wieder beim Mattenhof Ruedi angelangt waren und das Emmeli abgrundtief seufzen mußte. Gleich darauf aber kehrte sie sich zur Seite mit den Worten: „Wir wollen schlafen, Sabineli. Uebrigens — denkst du auch dran, daß es das letzte Mal ist, daß wir da oben ganz ungeniert sind? Morgen zieht ja dieser Monsieur Ryseller neben uns ein und hat am Ende solch leichten Schlaf, daß wir kaum laut schnaufen dürfen. Oder kann sein, er stört uns, rumpelt herum oder schnarcht, daß man's durch die Wand hört. Was er wohl für einen Beruf hat? Er sei hier

An unsere Leser und Mitarbeiter

Im Einverständnis mit meinem Vorstand teile ich all den Vielen, die mir unter unseren Lesern und Mitarbeitern im Lauf der Jahre durch die schöne Zusammenarbeit am Schweizer Frauenblatt zu Freunden geworden sind, mit, daß am 9. Januar mein lieber Mann, Dr. med. Caspar Arnold Studer von einem schweren Herzleiden, von dem er anfangs November befallen worden ist, durch einen sanften Tod erlöst worden ist. Seine Krankheit, die Pflege und die fortlaufende Arbeit für das Blatt sind der Grund, daß ich so Vielen unter Ihnen noch nicht meinen Dank für Ihre lieben Wünsche zu meinem Geburtstag habe aussprechen können, was Sie mir unter diesen Umständen verzeihen werden, so wie unsere Lesergemeinde gewiß auch Nachsicht üben wird, wenn die nächsten Nummern vielleicht etwas zufälliger und matter ausfallen sollten als gewöhnlich.

Die Redaktion: El. Studer-v.Goumoëns

sowie der Bewirtschafteten ergaben. Eine der hervorragendsten Erfahrungen ist das erfreuliche Ergebnis eines positiven und harmonischen Zusammenwirkens aller an einer gemeinsamen Arbeit Interessierten. Die Zusammenarbeit, das «team-work», das gemeinsame Anpacken einer Aufgabe, ist für den Schweizer nicht ohne weiteres gegeben. Wir lieben mehr eigenes, individuelles Arbeiten, gesonderte Leistung. Der ausgeprägte Individualismus des Schweizers ist zweifellos nicht die günstigste Voraussetzung für eine „Team-Leistung". Um so erfreulicher ist, daß während des Krieges Gemeinschaftsatmosphäre entstanden, Gemeinschaftsgeist organisch gewachsen ist, Gemeinschaft die nicht befohlen war, sondern aus den Notwendigkeiten der Stunde und der Einsicht aller Beteiligten entstand. Im Rahmen der Aufgabe der Sicherung der Ernährung unseres Volkes bestand sie auf allen Stufen der Tätigkeit sowohl zwischen den einzelnen Sektionen, den einzelnen Aemtern und Departementen sowie im Verkehr zwischen Bund, Kantonen und Gemeinden. Ich denke auch in diesem Zusammenhang in größter Dankbarkeit an die so aufbauende und positive Mitarbeit der Schweizerfrauen, sowohl im Rahmen des konsultativen Frauenkomitees der Kriegswirtschaft wie in vielen andern Formen und Gruppierungen. Es ist die Mitarbeit der Frauen, die uns Kriegswirtschafter immer wieder auf den Boden der Wirklichkeit zurückführte; nicht zuletzt war es auch meine Frau, die mir persönlich diesen notwendigen und unbestechlichen Dienst leistete. Die erfolgreiche Zusammenarbeit mit Wirtschaftsverbänden, mit Berufsverbänden, mit Arbeitnehmer- und Arbeitgeber-Organisationen, ja mit der gesamten Bevölkerung war eines der eindrücklichsten Erlebnisse der hinter uns liegenden 8 Jahre. So ist die Rationierung recht eigentlich zu einem Gemeinschaftswerk geworden. Weil wir alle daran mitgearbeitet, haben wir uns alle auch dafür verantwortlich gefühlt. Man kann sich angesichts dieser Erfahrungen doch wohl die Frage stellen: Ist es denn unbedingt notwendig, daß heute die divergierenden Interessen, die notwendigerweise in jeder Gemeinschaft bestehen, wieder in so schroffer Art und Weise formuliert werden? Bauen wir nicht auch im Frieden zusammen am gleichen Schweizerhaus? Viele unnötige Konflikte und Härten könnten vermieden werden auch in einem notwendigen Ausmarchen der Interessen, wenn immer wieder allseitig versucht würde, den harmonischen Ausgleich zwischen Eigennutz und Gemeinnutz zu finden, wenn immer wieder das Einigende in den Vordergrund gestellt und das Trennende sachlich behandelt würde.

In den rund 100 Rationierungsmonaten sind wir aber auch — sehr oft auf Umwegen und unter schmerzhaften Erfahrungen — zu staatspolitischen Erkenntnissen gelangt. Nicht daß diese Erkenntnisse neu wären, aber ihre Richtigkeit hat sich wieder einmal mehr erwiesen. Dazu rechne ich vorerst die Tatsache, daß in einem demokratischen Staate Maßnahmen des Staates auf dem Grundsatz von Treu und Glaube aufgebaut werden müssen, d. h. daß der Staat, der Gesetzgeber, auszugehen hat von der Auffassung, daß der Bürger anständig, bereit zur Mitarbeit und verantwortungsbewußt ist, daß dann aber im Einzelfall, wo diese Vertrauensgrundlage mißachtet wird, kräftig und scharf eingegriffen werden soll. Vor einigen Monaten hat eine bekannte amerikanische Zeitung eine Kurzgeschichte publiziert, die vielleicht treffender als alles andere das illustriert, was ich damit meine. Der Bürgermeister eines kleinen amerikanischen Städtchens erhielt den Besuch eines Mannes, der ihm erklärte, er werde nächstens in diese Stadt wohnen kommen und möchte daher gerne wissen, welche Verhältnisse und Beziehungen unter den Bewohnern dieses Städtchens herrschten. Als Antwort stellte der Bürgermeister die Gegenfrage: „Wie verhalten sich denn Ihre Nachbarn und die Leute in der Stadt, die Sie heute bewohnen? Und auf seine Antwort, daß er es mit freundlichen und hilfsbereiten Nachbarn zu tun habe, sagte der Bürgermeister: „Ich bin der Meinung, daß Sie in unserer Stadt die gleiche Atmosphäre und die gleiche Art von Menschen antreffen werden." Einige Tage später erhielt der gleiche Bürgermeister den Besuch eines andern, ebenfalls neu zuziehenden Bürgers, der ihm die gleiche Frage stellte. Auf seine erneute Gegenfrage antwortete dieser, daß an seinem gegenwärtigen Wohnorte die Menschen unnahbar, verschlossen und abweisend seien, worauf der Bürgermeister ihm entgegnete: „Ich fürchte, mein lieber Herr, daß Sie auch in unserer Stadt die gleichen unerfreulichen Erfahrungen machen und dem gleichen Menschentypus begegnen werden." Ist es nicht so, daß unser Mitmensch, unser Nachbar uns in der Haltung gegenüber treten wird, in der wir ihm begegnen? Gelten in der Beziehung zwischen Staat und Bürger andere psychologische Gesetze als zwischen den einzelnen Menschen? Haben wir nicht alle erlebt, daß ein vertrauensvolles Gegenübertreten im andern positive Kräfte zu wecken vermag und diese zur Entfaltung bringen kann? Das Erlebnis der Rationierung besteht unter anderem ja gerade darin, daß der dauernde Versuch, in dieser Haltung, mit diesem Vertrauen der Bevölkerung gegenüber zu treten, die Bestätigung der Auffassungen des amerikanischen Bürgermeisters erbrachte. Anders wäre es kaum zu erklären, daß in unserem Lande relativ so wenig Schwarzhandel und praktisch keine Schlangen wartender Hausfrauen vor den Lebensmittelgeschäften festzustellen waren.

Eine andere Erfahrung besteht darin, daß ein Gesetz toter Buchstabe bleibt, wenn nicht der bejahende Wille einer Mehrheit der Bevölkerung geweckt und hinter die Anordnung gestellt werden kann. Gesetze müssen immer, wenn sie lebendig werden sollen, irgendwie den Ausdruck einer realen sittlichen Haltung und einer moralischen Verantwortung eines Volkes darstellen. Benjamin Constant hat einst in einem seiner Bücher gesagt, es komme weniger auf die Güte der Gesetze an als auf den Geist, in dem ein Volk sich ihnen unterordnet. Welche Möglichkeiten bestehen, wenn ein Gesetz aus vernunftmäßigen, psychologischen oder menschlichen Gründen vom Bürger innerlich nicht bejaht werden kann? Es gibt außer dem Rückzug doch wohl nur zwei Lösungen: Man kann dem Versagen eines solchen Gesetzes keine Beachtung schenken wollen. Ein solches „Ignorieren" wird sich aber zweifellos dahingehend auswirken, daß sich Zerfallserscheinungen nicht nur bei diesem Gesetze, sondern auch bei anderen notwendigen und vernünftigen Gesetzen zeigen werden, eine Entwicklung die letztendlich zum Zerfall staatlicher Ordnung und zur Anarchie führen muß. Es gibt aber auch den Weg des strikten Durchsetzens des abgelehnten Gesetzes, wobei diese Lösungsart zwangsläufig zum Polizeistaat, zur Geheimpolizei und zur Tyrannei führt. Die Folgerungen, die wir aus diesen Erkenntnissen gezogen haben, führten zu verschiedenen Entscheiden. Um nur ein einziges Beispiel zu nennen: Die auf der ersten Lebensmittelkarte aufgedruckte Bestimmung, daß Lebensmittel-Coupons der persönlichen Lebensmittelkarten unter Privatpersonen nicht austauschbar seien, wurde in der Folge weggelassen, weil die vorgenannten Erkenntnisse für die Aufhebung dieser Bestimmung sprachen.

Eine der wichtigen Voraussetzungen, um die Bejahung einer Maßnahme durch die Bevölkerung zu erzielen, besteht darin, daß Bestimmungen und Gesetze aufgebaut sind auf dem Willen zur unbedingten Gerechtigkeit, einer Gerechtigkeit, die nicht gleichbedeutend ist mit Gleichheit. Nirgends auf Erden besteht ein Wesen, das Anspruch auf Ganzheit erheben könnte, alle sind Teile, Teile eines Ganzen, und alle Unterschiede des Geschlechts, des Alters, des Herkommens, der Gaben, haben ihren Sinn und erfordern immer wieder eine entsprechende Berücksichtigung. Wir Schweizer haben dafür ein besonders geschärftes Gefühl durch das Zusammenleben von verschiedenen Rassen, vier Sprachen und andersgeartete Kulturen. Die Rationierung war daher in einem hohen Maße ein Problem der Gerechtigkeit, der Berücksichtigung aller in Frage kommenden Komponenten, der verschiedenartigen Ernährungsbedürfnisse, der unterschiedlichen ökonomischen Verhältnisse, der sozialen Erfordernisse.

Eine besonders schwierige und scheinbar unlösbare Aufgabe bestand in der Aufrechterhaltung der Freiheit in der notbedingten Ordnung. Wie sich unser ganzes Leben immer wieder im Spannungsfeld zwischen gegensätzlichen Polen abwickelt, so stehen wir auch hier in der Dualität: Freiheit und Ordnung. Freiheit ohne Ordnung führt zur Anarchie, Ordnung ohne Freiheit führt zur Versklavung. Darum ist es so wichtig, daß in jeder Ordnung immer wieder möglichst viel Raum für Freiheit gelassen wird. Auch in der notbedingten, strafsten Ordnung muß Bewegungsfreiheit, muß Entscheidungsfreiheit geschaffen sein. Wenn wir den Mc., wenn wir die A- und B-Karte, wenn wir Wechselcoupons und dergleichen Lösungen geschaffen haben, so nicht nur, weil sie eine Anpassung an einzelne Bedürfnisse darstellten, sondern weil wir gerade die Freiheit und die Möglichkeit eines Entscheides innerhalb einer notbedingten Ordnung aufrecht erhalten wollten. In diesem Zusammenhang müßte ja auch die Frage der organisatorischen Lösungen, die im Rahmen einer Kriegswirtschaft getroffen werden, besprochen werden; der Aufbau der Kriegswirtschaft auf dem föderalistischen Prinzip, hinunter bis zum letzten Organisationsträger, die entscheidende Rolle der verantwortlichen Gemeinden, all dies würde aber im Rahmen unserer heutigen Ausführungen zu weit führen. Eines sollen wir jedoch klar erkennen, Gesetze werden nicht geschaffen, um die Freiheit zu nehmen, sondern um die Freiheit zu sichern. Gesetze werden nicht erlassen, um den einzelnen Menschen zu erdrücken, sondern um ihm die Entfaltung seiner Kräfte und seiner Gaben in der Ordnung zu ermöglichen. Und damit sind wir eigentlich bei der entscheidenden, ewig alten und immer wieder neu zu erringenden Erkenntnis angelangt, daß nicht der Staat, nicht die Organisation, nicht die Gesetze das Wesentliche sind, sondern der Mensch. Die Weltkirchenkonferenz in Amsterdam hat dies in ihrer Schlußresolution eindeutig festgehalten: Der Mensch ist nicht für den Staat da, sondern der Staat für den Menschen. Prof. Max Huber hat an der kantonalzürcherischen Verfassungsfeier im Laufe dieses Jahres in überzeugender Weise dargetan, daß nicht der Staat einst vor dem letzten Richter wird Rechenschaft ablegen müssen, sondern der einzelne Mensch hat sein Tun und Lassen auf der Waagschale des letzten Gerichts wägen lassen. Er und nicht der Staat, nicht die Gemeinschaft ist Gott gegenüber verantwortlich für sein Handeln und kein Staat kann dem Menschen diese Verantwortung abnehmen. Daher die so ungeheuer wichtige Forderung nach Achtung der Persönlichkeit aller Menschen. Noch selten ist diese Forderung so eindringlich erhoben worden wie in dem kürzlich erschienenen Werk: „Bedrohtes Erbe" von Victor Gollancz. Staatliche Eingriffe, auch notbedingte Gesetzgebung dringlichster Natur, haben daher die Würde des Menschen zu wahren und zu achten. Nur soweit sie dies tut, ist sie legitim und verantwortbar. Der Mensch des 20. Jahrhunderts, auch die Schweizerin und der Schweizer, sind in eine welthistorische Phase der Erdgeschichte hineingestellt worden. Ungeheuerliche kosmische Kräfte — zu seinem Gedeihen oder seinem Verderben — wurden in seine eigenen Hände gelegt. Militär, Politik, ja sogar die Wissenschaft können die losgebundenen Kräfte geistig nicht mehr bändigen und meistern. Die menschlichen Ordnungen versagen und zerbrechen. Es wird immer offensichtlicher, daß nur die Rückkehr zur Schöpfungsordnung die helfende Lösung bringen kann. Nicht das Kollektiv, nicht der Staat kann diese geistige Entscheidung treffen, dazu ist der Einzelne, die Persönlichkeit, aufgerufen.

So gelangen wir abschließend zur Erkenntnis, daß der Mensch, daß wir alle, durch unsere Entscheidung mitverantwortlich sind für das zukünftige Schicksal der Menschheit.

Politisches und Anderes

Verschärfte Spannung in Palästina

An der ägyptisch-israelitischen Grenze sind fünf britische Flugzeuge von jüdischen Soldaten abgeschossen worden. England hat sofort bei den „jüdischen Behörden" in Tel Aviv (nicht bei der Regierung, da es immer noch den Staat Israel nicht anerkannt hat) protestiert, zudem sandte es Truppenverstärkungen nach Akaba zuhanden Transjordanien. Diese Aktion seitens einer der westlichen Großmächte rief den russischen Gesandten in Palästina auf den Plan: Er bot Israel russische Hilfe an. Sie wurde abgelehnt, „da man die Lage nicht als so ernst betrachte". Amerika steht in wartender Haltung. Eine jüdische Delegation hat den Fall, in New York Trygve Lie, dem Generalsekretär der UNO unterbreitet. Die Welt muß hoffen, daß es der UNO als Vermittlerin gelinge, den Zwischenfall zu klären, der um so bedauerlicher ist, als just im Moment, Dank des UNO-Vermittlers in Palästina, Friedensverhandlungen zwischen Aegypten und Israel in Gang zu kommen schienen.

Daß ein Staat Indonesien

als souveräner Staat erstehen solle, hat Königin Juliana der Niederlande erneut in einer Radioansprache dieser Woche versichert. Durch Personalunion soll er mit den Niederlanden verbunden bleiben.

Staatssekretär Marshall,

der Welt bekannt als Schöpfer des Marshallplanes zur wirtschaftlichen Aufrichtung Europas, ist 68jährig aus gesundheitlichen Gründen von seinem Amte als Außenminister der USA. zurückgetreten. Sein Nachfolger Dean G. Acheson, von Truman ernannt, gehörte zu den engsten Mitarbeitern Präsident Roosevelts.

Der Wunsch nach Frieden

Die chinesische Zentralregierung hat die „großen Vier" (USA., England, Frankreich, Rußland) ersucht, die Vermittlung zur Beendigung des Bürgerkrieges in China anhand zu nehmen.

Der Beitritt der Schweiz

zur UNESCO (Organisation der Vereinigten Nationen für Erziehung, Wissenschaft und Kultur) ist, nachdem die Bundesversammlung den Schritt gutgeheißen hat, durch den schweizerischen Gesandten in London durch Unterschrift vollzogen worden.

Das Referendum

gegen das neue Gesetz, demzufolge das Obligatorium des Schirmbildverfahrens als Teil der Tuberkulosebekämpfung eingeführt werden sollte, ist mit rund 45 000 Unterschriften zustande gekommen. Die große Mehrzahl der Unterschriften stammen aus dem Welschland.

Die „große Bestellung"

Wir haben vor einiger Zeit die Frauen aufgefordert, ein Exemplar der Bundesverfassung, das zur Hundertjahrfeier der Verfassung auf Wunsch an Schweizerbürger gratis abgegeben würde, zu bestellen und dadurch ihr Interesse am Staat zu bezeugen. Es sind total 274 700 Bestellungen eingegangen; wie viele davon von Frauen kamen, wissen wir nicht. Rund 10 Prozent aller erwachsenen Schweizerbürger- und bürgerinnen haben sich das Geschenk des Bundes erbeten. 221 000 Bestellungen stammen aus der deutschsprachigen Schweiz, 44 800 aus dem Welschland, 8900 aus dem Tessin.

Ein tapferes kleines Mädchen

hat dieser Tage von der Carnegiestiftung das „Diplom als Anerkennung für eine heldenmütige Tat" bekommen. Rosalie Schnyder, sechs Jahre alt, wird ihr Diplom zwar noch kaum lesen können, das sie für kluges und tapferes Verhalten bekam; sie wußte einen kleinen Vetter vor dem Ertrinkungstode zu retten.

Kaum zu glauben!

Die Ortsbürgergemeindeversammlung von Baden (Aargau) hat beschlossen: „Bei Zwillingsgeburten werden an den Vater 25 Flaschen bestes Bürgerweines ausgehändigt. Dieser Beschluß tritt rückwirkend auf 1. Januar 1948 in Kraft. Hatten die Badener zu viel Wein im Keller oder im Kopfe, als sie diese Heldentat beschlossen? — „Und die Mutter?" frägt man in der „Züricheezeitung" beim Anlaß dieser erschütternden Meldung. E. B.

BAHNHOFBUFFET
Zürich

zu Studienzwecken — sagt dir das etwas? Mir einmal nicht. Ich finde nur, daß es geschwollen klingt und so, wie wenn nichts Rechtes dahinsteckte. Aber wir werden ja sehen — schlaf gut, Alpenkälbli!"

*

Es ist wieder eine Mondnacht — wie damals, als ich zum erstenmal hier oben lag, und wieder schläft Emmeli friedevoll in ihrem Licht, und das flimmernde Haarschlänglein liegt ineinandergerollt auf dem Kissen.

Im Zimmer nebenan herrscht eine solche Stille, daß ich annehmen muß, er sei nicht zu Hause. Er ist abends häufig fort. Ich dachte zuerst, er werde irgendwo mit Freunden zusammensitzen. Aber offenbar geht er in erster Linie spazieren, denn noch jedes Mal, wenn Emmeli und ich einen kleinen Abendbummel machten, ist er uns begegnet. Er fragte dann sehr höflich, ob er uns begleiten dürfe, und ich freute mich, daß er meine Vorliebe für das alte Quartier teilt, in das wir immer wieder hinuntersteigen, Emmeli und ich. Mit seinen Gäßchen und Winkeln und der alten Stadtmauer ist es wie eine verwunschene kleine Welt für sich, und man vergißt, daß in geringer Entfernung Tramlinien laufen und Lastautos rumpeln. Von dem schönen kreisrunden Platz aus — in der Mitte steht ein Brunnen, der nirgends anders gerade so stehen könnte — sieht man nur alte Häuser, und ein jedes hat sein eigenes Gesicht und bestimmt auch seine eigene Geschichte. Und herrliche Bäume — wahre Riesen — stehen ringsum, die sich recken dürfen wie sie wollen, und niemand hat sie verstümmelt wie die armen Bäume droben in der Stadt. Auch der Turm der uralten Kirche schaut zum runden Platz herüber, und wenn man — auf wunderlichen Umwegen — zur Rückseite der Kirche gelangt, steht da ein allerschönstes altes Haus, breit und behäbig, und auf seine Front ist das Bild eines Bischofs gemalt, der den Märtyrertod gestorben. Steif aufgerichtet steht er da in vollem Ornat — kopflos — das Haupt ruht mit geschlossenen Augen in seinen Händen und trägt noch die Bischofsmütze. Als wäre kein Schrecknis und keine Gewaltsamkeit vorausgegangen, geradezu selbstverständlich steht er da, und Emmeli sagte, als wir das Bild zum erstenmal gemeinsam besichtigten: „Meiner Seel, Sabineli, der Hals sieht ja akkurat drein wie ein Wursträdli — in Wirklichkeit wird die Sache denn doch anders ausgesehen haben!" „Das glaube ich auch!" sagte eine Stimme hinter uns, und natürlich war es Georges Nyseller der uns zum drittenmal „zufällig" begegnet war. Emmeli gab mir einen vielsagenden Blick, und ich muß gestehen, diesmal glaubte ich auch nicht mehr an einen „Zufall". Emmeli aber hat überhaupt nie an einen solchen geglaubt, und als ich das die beiden ersten Male bestritt, schaute sie mich so merkwürdig an, daß ich schleunigst zu etwas anderm überging.

Von allem Anfang an hat Emmeli etwas gegen ihn gehabt. Sie traue ihm nicht, hat sie schon am zweiten Abend zu mir gesagt. Und deshalb hat sie die Ohren gespitzt wie nie sonst, und so hörte sie beim Servieren — er sitzt zwischen dem Professor und der Kunstgewerblerin — wie er dem Professor erzählte, er sei botanischer Studien wegen in die Stadt gekommen. Zwei Tage darauf hörte Emmeli, als sie im Treppenhaus Staub wischte, wie der Professor über irgendeine Pflanze Auskunft haben wollte. „Aber der Nyseller wußte ihm nichts zu antworten, rein nichts!" berichtete Emmeli, „und wie ich übers Geländer schaute, hat er einen Kopf gehabt so rot wie ein reifes Erdbeeri! Er hat dann gestottert, er wolle in irgendeinem Buch auf der Bibliothek nachsehen. Aber er muß den Namen vom Verfasser nicht recht gesagt haben, denn der Professor korrigierte ihn, und er hat ihn dabei ein bißchen erstaunt gemustert, ich hab's deutlich gesehen! Also, Sabineli, bei dem Mosjö Nyseller stimmt etwas nicht, so wahr ich Emmeli heiße!"

Merkwürdigerweise ärgerte ich mich über das scharfsinnige Emmeli. Das heißt: heute ist es mir gar nicht mehr merkwürdig, daß ich mich ärgerte. Aber an jenem Morgen sagte ich zu meiner eigenen Ueberraschung: „Steck doch deine Nase nicht in Dinge, die dich nichts angehen und von denen du überhaupt nichts versteht!"

Emmeli ließ die Matratze, die wir eben in Fräulein Bärs Zimmer umwendeten, fallen, tat einen langgezogenen Pfiff und sagte alsdann: „Ist's menschenmöglich?! Heute haben wir Dienstag, und Donnerstag abend ist er gekommen! Freilich, er hat dir ja von allem Anfang an Blicke gegeben — — die schönsten, wenn er glaubte, man sähe es nicht. Und nun merke ich, daß auch du —! Meiner Seel, so etwas von einem Tempo habe ich noch nie erlebt! Von ihm könnte man glauben, er habe sich in dem Moment in dich verliebt, als du ihm unter die Augen gekommen. Aber das gibt's im wirklichen Leben nicht. Nur in ‚Der Schuß um ein Uhr' habe ich — —

„Gelt, verschon mich mit deinen blöden Kriminalgeschichten!" sagte ich, „und übrigens, daß du's nur weißt: im wirklichen Leben kommt es tatsächlich vor, daß man einen Menschen auf den ersten Blick gern hat. Ich könnte dir da eine Geschichte erzählen, die mich sogar sehr nahe angeht, denn es war meine eigene Großmama die — —"

„Die — — ?" O Himmel, die Enzianaugen schauten mich aus allernächster Nähe an, weil wir eben das Kopfkissen zurechtschüttelten, und es stand eine riesengroße Frage in diesen Augen. Aber nun machte ich es wie Emmeli, als ich sie gebeten, mir die Sache mit Ruedi zu erzählen. Ich sagte: „Oh, das ist eine lange Geschichte! Ich erzähle sie dir dann heute abend!" Und innerlich fügte ich bei: hoffentlich fällt mir bis dahin eine Ausrede ein!

Als wir dann glücklich in unsern Betten lagen, sagte ich, was ich mir den Tag durch zurechtgelegt hatte und was eigentlich um meiner Aufregung willen zutraf: „Ich habe Kopfweh, Emmeli, und möchte drum lieber nichts mehr sprechen. Hoffentlich kann

Nochmals zum Frauenstimmrecht im Kanton Solothurn

Nachdem die Verfassungsvorlage mit der Einführung des partiellen und gemeindemeise fakultativen Frauenstimmrechtes am 14. November 1948 mit dem knappen Mehr von 188 Stimmen verworfen worden ist, mußte der Kantonsrat sich mit der Bereinigung des Entwurfes für das Gemeindegesetz befassen: Sollte man versuchen, in nächster Zeit die Frage des Frauenstimmrechts nochmals den Stimmberechtigten zu unterbreiten, um es gegebenenfalls im Gesetz zu belassen oder blieb nichts anderes übrig, als diese Bestimmungen auszumerzen? Für die erste Möglichkeit trat keine der politischen Parteien ein; es mußten somit alle Vorschriften über das Frauenstimmrecht aus dem Entwurf ausgeschieden werden.

Bekanntlich sah das Gesetz in getrennten Artikeln das aktive wie auch das passive Stimm- und Wahlrecht der Frauen in Angelegenheiten der Schule, der Armenfürsorge, des Gesundheits- und des Vormundschaftswesens und des Kirchenwesens vor. Eine Gemeinde hätte die Frauen in die betreffenden Kommissionen wählen können ohne ihnen selbst das aktive Stimmrecht zu bieten. Dieses passive Wahlrecht besteht praktisch bereits, in dem es ohne verfassungsmäßige Grundlage im Schulgesetz und in anderen Gesetzen verankert worden ist. Es stellte sich dem Kantonsrat das Problem so, ob man dieses faktisch bereits bestehende Recht ausdrücklich im Gemeindegesetz erwähnen sollte oder ob es nicht vorteilhafter sei, die heutige Praxis stillschweigend anzuerkennen, aber im Gemeindegesetz nichts darüber verlauten zu lassen.

Der Kantonsrat entschied sich für die letztere Art der Lösung: Im Gemeindegesetz wird das Frauenstimmrecht nirgends erwähnt; man ist sich aber zwischen den politischen Parteien allgemein darüber einig, daß die in anderen Gesetzen geregelte Wählbarkeit der Frau weiterhin bestehen und in keiner Weise angetastet werden soll. Man will damit einen eventuellen staatsrechtlichen Rekurs von gegnerischer Seite von vorneherein verunmöglichen.

Die Frauen werden also weiterhin in Schul- und Armenkommissionen wählbar sein als ordentliche Mitglieder mit vollem Stimmrecht. Auf kirchlichem Gebiete besteht für die Reformierten eine Zweiteilung, gemäß der Tatsache, daß die sogenannten „oberen Bezirke Solothurn, Lebern, Bucheggberg und Kriegstetten zum bernischen Synodalkreis gehören, während die Gemeinden der „unteren Bezirke" an keine kantonale Synode angeschlossen, sondern eine eigene Bezirkssynode geschaffen haben. In dieser letzteren ist das aktive und das passive Frauenstimm- und Wahlrecht eingeführt worden und wird nach wie vor bestehen bleiben. In den oberen Bezirken dagegen haben die Frauen weder das Stimm- und Wahlrecht, noch können sie gewählt werden, trotzdem der Kanton Bern es seit Jahren eingeführt hat.

Es ist klar, daß ein solcher Zustand nicht lange weiter wird bestehen können und daß man früher oder später sicher aber in absehbarer Zeit, auf die Frage des Frauenstimmrechts zurückkommen wird. Das erste wird nun sein, das Gemeindegesetz in seiner definitiven Form ohne Frauenstimmrecht unter Dach zu bringen. Es ist durchaus möglich, daß bei dieser Abstimmung eine Opposition entstehen wird wegen der nach einer Auffassung zu starken Beschneidung der Autonomie der Gemeinden und eines zu großen Machtbereichs des Regierungs- und des Kantonsrates in Fragen der Gemeindezusammenlegung. Eine Verwerfung ist somit nicht absolut ausgeschlossen. Aber auch nach einer Annahme wird man die Bestimmungen über die aktive und passive Mitwirkung der Schweizerfrauen in der Politik nicht auf sich beruhen lassen.

Die Feststellung des Abstimmungsergebnisses vom 14. November 1948 über die Einführung des Frauenstimmrechts hat übrigens ergeben, daß tatsächlich die Zahl der Ja-Stimmen diejenigen der ablehnenden überstiegen hat: Unter den 449 als ungültig erklärten Stimmen hätten sich, wie man vernahm, über 200 befunden, die aus der Berechnung fallen mußten, weil in den betreffenden Stimmcouverts zwei Ja-Stimmzettel sich befanden. Gemäß gesetzlicher Vorschrift sind solche Stimmen ungültig. Hätten sie mitgezählt, so wäre das partielle und fakultative Frauenstimmrecht mit einem Mehr von rund 50 Stimmen angenommen worden. Liegt es an der mangelnden Aufmerksamkeit der betreffenden Stimmbürger, daß sie durch ihre doppelten Stimmzettel ihre Stimme selbst unwirksam gestalteten oder steckt irgendeine bewußte Sabotage dahinter? Das wird man nicht aufklären können. Sicher ist, daß den Stimmberechtigten, welche ihren Stimmzettel zu Hause in aller Ruhe selbst mit Tinte ausfüllen, solche Dinge nicht passieren, sondern daß sie nur dort vorkommen, wo man schnell einen vorgedruckten Stimmzettel vor oder im Wahllokal selbst in das Couvert steckt ohne genau nachzusehen, ob nicht schon einer darin liegt oder ob man ihn nicht doppelt erhalten hat.

Wenn auch leider praktisch das Abstimmungsergebnis für das Frauenstimmrecht ein negatives war, so dürfen die Befürworterinnen und Befürworter der politischen Mitarbeit der Frau daraus doch festhalten, daß eine Teillösung, die die Möglichkeit bietet, das aktive und passive Frauenstimm- und Wahlrecht etappenweise einzuführen immer mehr der Zustimmung der Stimmberechtigten sicher ist. Die Ablehnung, die ausschließlich das Ergebnis der Furcht vor einem tiefen Wechsel in der Grundlage des heutigen politischen Geschehens ist, muß immer mehr der Einsicht weichen, daß keine stichhaltigen Gründe für das Fernhalten der Frau mit Stimmberechtigung und Mitverantwortung in Frage der Kirche, der Schule, der Fürsorge und auf ähnlichen Gebieten vorhanden sind. Unter diesem Gesichtspunkte darf man trotz dem verhängnisvollen Verlauf die Abstimmung über das Frauenstimmrecht im Kanton Solothurn vom 14. November 1948 als eine positive und erfreuliche Erscheinung buchen.

Hermann Fren

Gestickt, geklöppelt, geknüpft

Die Sammlung Iklé in St. Gallen

Vielleicht war es die Stelle in Rilkes „Erinnerungen des Malte Laurids Brigge", wo das Kind mit seiner Mutter zusammen Spitzen betrachtet und darin Bauerngärten sieht, prunkvolle Treibhauspflanzen und langen, reifnisternden Winter — jedenfalls war in mir plötzlich eine Sehnsucht nach Spitzen. Doch die St. Galler sind so bescheiden, daß sie erst nach einer kleinen Weile des Zögerns vom ihrer einzigartigen Sammlung zu sprechen beginnen, die ein Freund textiler Schönheit zusammengestellt und dem Gewerbemuseum zum Geschenk gemacht hat.

Wenn man die vielen Kästen mit ihrem zarten Inhalt richtig und liebevoll betrachtet, ersteht nicht nur eine fast lückenlose Entwicklungsgeschichte von Stickerei und Spitze, sondern gleichzeitig ein vielfältiges Bild von höchstem kulturellem Wert. Denn die Sammlung, ursprünglich nur als Vorbild und Anregung für die St. Galler Textilindustrie gedacht, geht weit über den Rahmen des Gewerblichen hinaus und ist sowohl vom künstlerischen wie vom historischen Blickpunkt aus von großer Bedeutung.

Das älteste Stück der Sammlung ist ein Gräberfund aus Aegypten, ungebleichte Leinwand mit einem farbigen, eingewebten Wollmuster von Vögeln und Lotosblumen. Ein Laie würde diese Verzierung durchaus als Stickerei betrachten, als einen kunstreichen Gobelin, denn man kann sich kaum vorstellen, wie komplizierte Wege das Weberschiffchen einschlagen mußte, um diese Wirkung zu erzielen. — Die Stickerei ist naturgemäß jünger als die Webekunst, und sie scheint ihren Ursprung in Griechenland zu haben. Die Koren der Akropolis zeigen noch heute auf ihren berühmten schiefen Mäntelchen aufgemalte Ornamente, die man sich zum Teil als eingewoben, zum Teil aber doch schon als gestickt denken kann. Die ältesten Stickereien fand man in griechischen Gräbern etwa 400 vor Christus in Südrußland. Sie sind äußerst selten, und unsere Sammlung besitzt davon kein Beispiel.

In Europa wurde die Stickkunst erst seit den Kreuzzügen bekannt. Frauen versuchten, die köstlichen orientalischen Stoffe zu kopieren, welche das christliche Heer nach Hause gebracht hatte, und zuerst wurden Altäre und geistliche Gewänder mit den heidnischen Ornamenten geschmückt — man verspürte dabei keinerlei Skrupel. — Die italienische Renaissance mit ihrer Freude an prunkvollen Gewändern brachte einen neuen Antrieb für die Stickereikunst. Nicht nur emsige Nonnen, sondern auch die vornehmen Damen wußten die Nadel aus kunstreichste zu führen, denn für eine gebildete Frau genügte es nicht, Latein zu können, zu dichten und zu musizieren, sie sollte auch Turnierfahnen und Wandgobelins sticken. Im Unterschied zum strengen Mittelalter jedoch wurde ebensoviel für profane wie für kirliche Zwecke gearbeitet, ja sogar die Wäsche wurde bestickt, was Franz I., als er nach Italien kam, als unerhörten Luxus empfand, aber ebensogern in Frankreich einführte, wie die tiefen Décolletés der Damen. Wenn wir Porträts von Veneziano, Benozzo Gozzoli und Botticelli betrachten, können wir uns einen Begriff von der Vielseit jener Stickereien machen, die zur Hauptsache persönlichem Geschmack entstammten. Wie Jakob Burckhardt sagt, schuf sich der Renaissancemensch eine eigene und individuelle Kleidung, die als zweite und glänzendere Haut den neuentdeckten Körper zur Geltung bringen sollte.

Zu den frühen Leinenstickereien gehören auch die ausgesparten Muster, bei welchen die Zeichnung durch das Leinen gebildet wird. Solche Arbeiten in Zopf- oder Kästchenstich besitzt die Sammlung Iklé in verschiedenen Exemplaren, ebenso Stickereien auf gestricktem Grund (Filet), wobei die farbige Seide zum Teil noch ihre alte Leuchtkraft aufweist. Diese Technik kann als eigentlicher Uebergang zu den Spitzen betrachtet werden. Denn es lag nahe, die steife Leinwand und den gleichmäßigen Filetgrund durch Gerüste von Litzen oder Schnüren zu ersetzen, um die freieren Formen, welche die Renaissance verlangte, gestalten zu können. Die Reticellaspitzen, wie sie genannt wurden, hielten sich denn auch im Muster noch eng an die geometrischen Ornamente, die man auf dem Leinendurchbruch verwendet hatte, meist Quadrate mit Sternen. Ein Venezianer tat dann den kühnen Schritt und verzichtete auf das Litzengerüst und schuf die elegante venezianische Spitze mit ihren großzügigen Blumenranken und gerollten Blättern. Diese Spitzen, zusammen mit den Klöppelspitzen aus Gold- und Leinenfaden, erlangten Berühmtheit weit über die Landesgrenzen hinaus und waren ein Geschenk, das Könige nicht verschmähten.

Das goldene Zeitalter für die Spitze bildete das 17. Jahrhundert. Der Barock liebte breite Spitzenkragen und lose Spitzenmanchetten auch bei Männern, was Frans Hals' und Van Dycks Gemälde zur Genüge illustrieren, und in Frankreich wanderte der Spitzen wegen so viel Geld nach Venedig, daß Colbert italienische Arbeiterinnen nach Argentan und Alençon kommen ließ und die Einfuhr ausländischer Spitzen untersagte. Und wie man im 18. Jahrhundert überall in Europa Frankreich sklavisch kopierte, wenn man genügend Geld dazu besaß, so fand man plötzlich keinen Geschmack mehr an den kräftigen Reliefspitzen Italiens, noch an den weicheren flämischen Klöppelarbeiten. Man verlangte nur mehr nach französischen Spitzen, die in der Zeichnung immer feiner und enger wurden (Alençon), um der Rüschenliebe des Rokoko entgegenzukommen. Unsere Sammlung besitzt zierliche Häubchen und Fichus, die aus der Garderobe von Liotards Schokolademädchen zu stammen scheinen. — Die Revolution, welche die Frauen auf flachhöhlige Ablätze stellte, nahm ihnen auch die schmeichelnden Spitzen, und erst in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts blühte die Spitzenindustrie wieder auf. Die Arbeiten aus dieser Zeit muten sehr bieder an, sie sind vom Kunstwerk zur Verzierung herabgesunken und gesellen sich zu Männerschlafmützen, bestickten Mullträgen und jenen fatalen weißen Decken, welche in der Aussteuer unserer Großmütter nicht fehlen durften und liebreich über rotplüschene Sofas und Fauteuils gebreitet wurden.

Hier hört die Entwicklung auf. Betrachten wir zum Schluß noch einige besonders schöne Stücke der Sammlung Iklé: eine Causuls aus Italien, etwa 1400, auf welche die Apostel und Christus in Gold und farbiger Seide gestickt sind, oder die italienische Klöppelspitze, wo Männer und Fabeltiere gegeneinander kämpfen. Es gibt eine Verkündigung Mariae ganz aus genähter Spitze, eine italienische Arbeit aus dem 16. Jahrhundert, und herrlich herbe Klöppelspitzen aus Venedig. Zuletzt seien als Kuriosum die Spitzenstrümpfe genannt, welche für die Pariser Weltausstellung im Jahre 1900 genäht wurden und in flacher Technik Venus, Amor, Tauben und Liebesfackeln zeigen. Sie illustrieren sowohl die pikante décadence ihrer Zeit, als auch die müde gepielte Wandlungsfähigkeit der Spitze, die von der Altardecke bis zum Hemdbesatz durch fast ein Jahrtausend hindurch das menschliche Auge erfreute und wohl niemals mehr eine Auferstehung feiern wird, weil ihr in der Maschine und damit der Imitation ein Feind erwachsen ist, dem sie sich resigniert ergeben hat. Und wir können heute nur, wie damals der kleine Malte, bewundernd vor den alten Spitzen stehen und in uns ganze Märchen träumen von den phantastischen Gärten und Eislandschaften, die sie darstellen, und von den Frauen, die sie zu solcher Harmonie gefügt haben.

Ursula Hungerbühler.

Ueber Minderwertigkeitsgefühle

Mit wohltuender Wärme sprach vor einiger Zeit der bekannte Zürcher Nervenarzt, Dr. Bovet, vor einer ansehnlichen Zahl von Hausangestellten über Minderwertigkeitsgefühle. Er berührte damit ein aktuelles Problem, das auch dann vorhanden ist, wenn der Versuch gemacht wird, die Gefühle des Ungenügens hinter einem großtuerischen Wesen zu verbergen.

Im Falle der Hausangestellten sind ganz bestimmte äußere und innere Gründe vorhanden, die die Entwicklung von Minderwertigkeitsgefühlen begünstigen.

Von den äußern erwähnen wir die Abhängigkeit von einer Familie, den ledigen Stand und die teilweise ungenügende Berufsausbildung, welche die Erwerbung eines Diploms verunmöglicht, das Vertreterinnen aus andern Berufen soziales Gewicht gibt.

Die Abhängigkeit von der Familie wird mit Unselbständigkeit und damit mit Untüchtigkeit in Zusammenhang gebracht. Der ledige Stand bedeutet deshalb leicht einen Mangel, da die Auffassung, daß eine Frau erst in ihrer ursprünglichen weiblichen Bestimmung ihren vollen Wert erreiche, tief im Volksbewußtsein und Volksempfinden verankert ist. Die ledige Frau ist keine vollwertige Frau. Was die Berufsbildung anbelangt, so sind wohl Bemühungen im Gang, den Berufsstand der Hausangestellten zu heben und ihn andern gleichzustellen, die auch schon zu ansehnlichen Ergebnissen geführt haben. Doch müssen noch viele Vorurteile, daß der Hausangestelltenberuf etwas Geringeres sei als der Beruf der Krankenschwester, oder der Lehrerin oder der Büroangestellten, überwunden werden.

Als äußerst wichtiger innerer Grund für die Entstehung von Minderwertigkeitsgefühlen ist das Bedürfnis der Menschen anzuführen, sich stets mit andern zu vergleichen. Wer es tut, wird immer solche finden, denen gegenüber er sich minderwertig vorkommt. Und das führt dann zu dem Bestreben, mehr sein zu wollen als man im Grunde ist. Die Sache wird statt besser nur schlimmer, indem man mit diesen Menschen, die man überflügeln möchte, in Konflikt gerät, umso mehr als vielleicht auch sie uns übertrumpfen möchten.

Die richtige Haltung in bezug auf das Vergleichen kann nur von der Einsicht ausgehen, daß jeder Mensch, so wie er ist, seine ganz bestimmte Aufgabe zugeteilt bekommen und eine ganz bestimmte, nur für ihn passende Rolle zu spielen hat. Das Schwergewicht liegt auf der Erfüllung dieser ihm zugewiesenen Aufgabe. Jeder hat seinen eigenen Wert in sich selbst; ein ganz bescheidener Mensch, der die ihm verliehenen Gaben ganz und gut ausnützt, ist nicht weniger wert als ein König, der an seiner Stelle dasselbe tut.

Wo nicht mehr veralichen wird, fällt im Zusammenleben außerordentlich viel Konfliktstoff weg; die Ueberwindung der auf den Vergleichen beruhenden Minderwertigkeitsgefühle wird ermöglicht. Diese gelingt umso besser, als Offenheit, Demut und Liebe unter den in der Familie zusammenlebenden Menschen herrschen. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß dabei die Liebe das Wichtigste ist. Diese ermöglicht es einer Hausangestellten beispielsweise zu erkennen, daß hinter dem gereizten, aufbrausenden Wesen der Arbeitsgeberin ganz andere Dinge als Unwillen ihr gegenüber stecken. Die Liebe schafft eine Wildigkeit und das Bedürfnis, zu helfen, statt das Feuer zu schüren. Die Hausangestellte kann auf diese Weise zur Seele eines Hauses werden und das Wort „Die-

Geschenkabonnemente des Schweizer Frauenblattes

zum Vorzugspreis von 8.50

pro Jahresabonnement

gewähren wir nur unseren Abonnentinnen.

Benützen auch Sie den untenstehenden Bestellschein.

Unterzeichnete bestellt ein

Geschenk-Jahresabonnement des Schweizer Frauenblattes

ab _____ bis _____

an Frau Frl. _____

_____

Unterschrift und Adresse des Bestellers:

_____

_____

Hotel Augustinerhof

St. Peterstraße 8 / ZÜRICH / Tel. 25 77 22

Zentrale Lage

Ruhiges, angenehmes Haus
Behagliche Räume
Gepflegte Küche

Leitung: Schweizer Verband Volksdienst

ich bald schlafen! Ich erzähle dir dann die Geschichte meiner Großmama ein andermal!"

Emmeli stützte sich auf den Ellenbogen und warf mir einen Blick zu, der eigentlich vorwurfsvoll war, aber es glitzerte doch ein Lachen darin. „Du bist und bleibst ein Alpenkalb, Sabineli!" sagte sie. „Ich hätte nie nach der Geschichte gefragt. Uebrigens — du hast recht: einmal wirst du sie mir erzählen!"

(Fortsetzung folgt.)

Glückwunsch an Herrn Bundespräsident Ernst Nobs

Lieber Herr Nobs!

Gewiß werden Sie, wie viele Menschen, die jetzt zu Ihnen als unserem obersten Landesvertreter aufsehen, es anmaßend finden, daß ich gewöhnliche Bürgerin mir erlaube Sie so «sans façon» anzureden.

Ich mache jetzt schnell, trotz meinem Alter einen Saltomortale um 26 Jahre zurück. (1922.)

Ich schicke voraus, daß ich einmal, als Sie Regierungsrat waren, Sie mit „Herr Regierungsrat" ansprach, worauf Sie mich baten, „Ihnen immer weiter Herr Nobs" zu sagen, erstens weil wir alte Bekannte wären, und schließlich könne man ja nie wissen, ob in weiteren 3 Jahren ... etc. etc.

Vor mir liegt eine Skizze, die ich einmal rasch zeichnete, als Sie noch in meinem Atelier mit andern Schülern malten. Sie trugen einen Maischurz und zeichneten emsig in ein Skizzenbuch oder malten.

Es war eine ernste und fröhliche Zeit, da Sie jeden möglichst freien Samstagnachmittag kamen und ich Ihre starke künstlerische Begabung für Makeret fördern durfte.

Sollte jemals einer der andern Herren, die sich meinem Unterricht anvertrauten, auch zum Bundespräsidenten aufsteigen, dann werde ich auch ihnen öffentlich meine Glückwünsche senden. (Von Frauen auf dieser Leiter reden wir ja nicht! Oder.) — —

Ihre Arbeiten fanden immer meine ehrliche Anerkennung und ebenso die der andern Schüler und Schülerinnen.

Als Sie eines Tages den Unterricht aufgeben mußten, kam eine der wohlhabenden Zürcher Gesellschaftsdamen und fragte mich:

„Chunt de Nobs nümme?"

„Leider nöd", meine Antwort.

„Da wird min Bappe gottefroh si drüber."

„Warum?" frage ich.

Sie: „Er isch doch en Rote!"

„Jä — isch er nüd allewil die personifizierti Höflichkeit und Liebenswürdigkeit gsi und ußerordentlich hilfsbereit mit sim Material?" —

„Hä woll — säb scho — aber ebe en Rote. S'isch schad."

Einmal war ich mit meinen Schülern in einem hiesigen Pfarrgarten zum Malen. Herr Pfarrer fragte mich, als er in den Garten kam:

„Wer isch au dä nette, fründliche Herr, dä wo so guet arbeitet und e so ernst?"

Ich sage: „De Redakter Ernst Nobs."

„Nänei — — das isch de Nobs? Wie isch dä privat e so en Andere als im „Volksrächt", dä macht ja jo en sympathische, bürgerliche Druck!"

„Ja ebe — gsehnd Sie Herr Pfarrer"...

Ihre kleine Tochter Erika holte Sie meist nach Schluß des Unterrichtes ab und bewunderte Ihre Arbeit. Einmal sagte sie: „Bappe, es isch prachtvoll schön, was Du gmalet häsch."

Sie schauten prüfend — schelmisch das Kind an.

Das nächste Mal erzählten Sie mir, daß Sie es auf dem Heimweg gefragt hätten: „Säg Erika, häsch Du das würkli ehrlich gmeint?" Verlegen antwortete Erika: „Hä", „i has e „bitzeli — ziemli — schön" gfunde". Das also war die Wahrheit.

Jeden Sonntag an dem es möglich war gingen Sie früh mit Frau und Kind oder mit dem Kind allein, mit Rucksack, Proviant und Malgerät beladen hinaus in die Natur und brachten dann immer vorzügliche Studien ins Atelier. — Sie fanden es erholend, Ihre freie Zeit der Entwicklung Ihrer Nebenbegabung und der Ergänzung Ihrer Persönlichkeit zu widmen.

Von dem ehemaligen einfachen „Nobs" wären noch viele Erinnerungen zu erzählen, wie er sich ernst in die Arbeit vertiefte.

Leider hörte ich Ihre Neujahrsrede als Bundespräsident nicht, aber ich las, wie Sie anläßlich Ihres Besuches im „Malerfürstensitz" (meine Bezeichnung) meines lieben, gerechten Kollegen Cuno Amiet (Dr. h. c.) erzählen, daß Sie von einem Gespräch, das Sie anhörten zwischen Amiet und einem Schüler, tief beeindruckt waren, als Amiet über die „Linie" im Verhältnis zum Aufbau, zum Ganzen als wichtige Rolle sprach und wie sie nie für sich allein wirksam sein könne. Sie schlossen, daß dies auch für die Politik, im politisch-wirtschaftlichen Sinne Gültigkeit habe...

Auch ich betonte im Unterricht immer diese Grundsätze.

Nun möchte ich Sie, lieber Herr Nobs, bitten, daß Sie nun als Leiter unserer obersten Landesbehörde auch den „Farben" zu ihrem Recht verhelfen. Mögen Sie immer im richtigen Maß zum Ganzen betrachten, einordnen, unterordnen, wie die „Linie".

Es wird dies immer eine schwierige Aufgabe sein, — die sogar ich „Unpolitische" erfassen kann.

Ich erfasse, welch tiefer, gerechter Geist nötig ist, um zum Beispiel die „schmetternde" Farbe „rot" in harmonischen Einklang mit andern Farben zu bringen, — im Bilde wie in der Politik, prägnant und weise (und hie und da vielleicht nur rosenrot! Die Red.).

Und nun sind Sie für mich als Schweizerin, von jetzt an der oberste Vertreter unseres demokratischen Landes und als solcher ein Symbol. —

Daher sage ich von jetzt an: Herr Bundespräsident Ernst Nobs, nehmen Sie die herzlichsten Wünsche entgegen für Ihre ehrenvolle und schwere Aufgabe, nehmen Sie die Hochachtung und guten Grüße

von Ihrer alten, vielleicht vergessenen

Dora Hauth

nen", das den Ton leiser Verachtung angenommen hat, kann wieder zu seiner höchsten und schönsten Bedeutung aufblühen.

Wenn bedacht wird, daß die Hausangestellte so oft der Mittelpunkt der Familie ist, daß sie die gute Atmosphäre schafft, daß sie die Kinder erzieht, kann von ihrem Berufe nicht hoch genug gedacht werden. Sie tut mehr als die Büroangestellte. Sie ist für die andern da, dient ihnen, was allein das Leben wertvoll macht. Letztlich kommt es nur darauf an, ob ein Mensch die Fähigkeit habe, zu lieben und zu dienen.

In diesem Sinne verstanden, hat die Hausangestellte wahrlich keinen Grund, sich in ihrem Berufe minderwertig zu fühlen. Dr. E. Brn.

Oeffentlicher Vortrags- und Aussprache-abend in Bern

Freitag, den 21. Januar 1949, 20 Uhr, in der Aula des städtischen Progymnasiums, Waisenhausplatz

Preispolitik und was haben wir Frauen dazu zu sagen?

Referentin: Frau Dr. E. Carrard, Lausanne, Mitglied der eidgenössischen Preiskontrolle.

Es laden herzlich ein:

Frauenstimmrechtsverein, Bern
Sektion Bern des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins
Hausfrauenverein, Bern
Freisinnige Frauengruppe Bern
Frauengruppe des Landesrings der Unabhängigen
Sozialdemokratische Frauengruppe Bern

Auch wird der Besuch dieses Abends wärmstens empfohlen vom Bernischen Frauenbund.

Veranstaltungen

Zürich: Lyceumclub, Rämistraße 26. Montag, 17. Januar, 17 Uhr „Bedeutung von Mutter, Gattin und Schwiegertochter im Leben Goethes". Vortrag von Carmen Kahn-Wallerstein, Basel. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.50.

Radiosendungen für die Frauen

sr. Auch im neuen Jahr werden die „Berichte aus dem In- und Ausland" (Montag, den 17. Januar um 14.00 Uhr) sicher dem unverminderten Interesse begegnen. Haben Sie, liebe Hörerin, hoffentlich den guten Vorsatz nicht vergessen, auch 1949 „Italienisch für Hausfrauen" kein einziges Mal zu verfehlen? Diese Sendung ist nach wie vor Mittwoch, den 19. Januar um 14.00 Uhr zu vernehmen. Die vertraut gewordene Ermunterung „Notiers und probiers" fügt sich ebenfalls wieder ins Donnerstagprogramm ein (20. Januar 14.00 Uhr), während „Die halbe Stunde der Frau" Freitag, den 21. Januar, sich gleich in drei verschiedene Themen aufteilt: zu Beginn, um 14.00 Uhr spricht Dr. Charlotte Spitz über „Ich habe Hemmungen", Dr. Max Heß orientiert über „Familienschutz und Familienfürsorge", und anschließend plaudert Elisabeth Thommen mit den Hörerinnen. Am 16.00 Uhr gleichentags liest Mary Lavater-Sloman aus ihrem neuen Roman: „Wer singt, darf in den Himmel gehen".

Redaktion:
Frau El. Studer v. Goumoëns, St. Georgenstr. 68, Winterthur, Tel. 2 68 69

Vorsteherinnen-Schule
des Zürcher Frauenvereins für alkoholfreie Wirtschaften
Aufnahmebedingungen: Gute Allgemeinbildung und gründliche hauswirtschaftliche Kenntnisse
Alter: 24-35 Jahre
Dauer des Kurses: Im 1. Jahr praktische und theoretische Einführung in die Arbeiten eines alkoholfreien Wirtschaftsbetriebes
Im 2. Jahr weitere Ausbildung als Gehilfin
Beginn des Kurses: Frühjahr 1949
Prospekte mit nähern Bedingungen durch das Hauptbüro des **Zürcher Frauenvereins für alkoholfreie Wirtschaften,** Dreikönigstr. 35, Zürich 2.

Kochkurse 24. Februar bis 14. April 1949. Die erstkl. Küchenfachschule für Fachleute, Köchinnen und gute Privatküche
Servierkurse 24. Februar bis 14. April 1949. Die gründliche Serviceschulung — Stellenvermittlung. Gute Chancen! Ferner: Kurse für Fach, Sprachen, Sekr. — Prospekt gratis. Staatlich subventioniert Telephon (041) 2 55 51 im „Montana" Luzern
Schweizerische Hotelfachschule Luzern

Ambrosia
das beliebte Speiseöl und Kochfett

EINRAHMUNGEN
Mörgeli
Zürich / Schipfe 3
Telephon 23 91 07
Künstlerische individuelle Rahmen
Fachmann für Vergoldungen

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Filiale Bahnhofplatz 7
Telephon 27 48 88

SCHAFFHAUSER WOLLE
MARQUE DEPOSÉE
50 GRAMM

Dienstboten-Mangel?
Verlangen Sie das **Adressen-Verzeichnis** von in- und ausländischen Stellensuchenden gegen Nachnahme Fr. 7.50 durch H. Hodel, **Selzach**, Postfach.

Inserate haben Erfolg im „Frauenblatt"

Ernst
„Guets Brot"
„Feini Guetzli"
Seefeldstraße 119 Tel. 24 77 60
Seefeldstraße 212 Tel. 24 57 44
Forchstraße 37 Tel. 32 09 75
Zollikon, Dufourplatz Tel. 24 96 49
Tea-Room Bahnhofplatz 1 Tel. 23 12 72

Giger-Kaffee
ist
Qualitäts-Kaffee
HANS GIGER & CO.
BERN
Lebensmittel-Großimport
Gutenbergstraße 3 Tel. 2 27 35

Unsere Hausspezialitäten:
Schurterli, Zürcher Leckerli und Pralinés
Confiserie **SCHURTER**
Inh. Fr. Michel-Schurter
GEGR. 1869
TEL. 32 72 87 beim Central
ZÜRICH

CB
Der heimelige **Teeraum**
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BERTSCHI, SOHN
ZÜRICH

G. Luginbühl Tel. 32 78 26
Rämistraße 38, ZÜRICH 7, beim Pfauen
Vertrauenshaus für schöne Polstermöbel, gute Bettwaren, Vorhänge usw.

ORO
das altbewährte, feinste Kochfett
zum KOCHEN, BRATEN, BACKEN
Fabr.: Flad & Burkhardt A.-G., Zürich-Oerlikon

Reissverschlüsse in größter Auswahl in Farbe, Modell und Länge erhalten Sie am promptesten im Reißverschluß-Spezialgeschäft
H. MEISTER, ZURICH 1, Augustinergasse 42, Tel. 23 53 31

Verkaufs-Läden

Aarau, Aarburg, Altstätten, Appenzell, Baden, Balsthal, Basel, Bellinzona, Bern, Biel, Binningen, Brugg, Buchs, Burgdorf, Chur, Delémont, Dietikon, Frauenfeld, Fribourg, Glarus, Grenchen, Herisau, Horgen, Kreuzlingen, La Chaux-de-Fonds, Langenthal, Langnau, Laufen, Lausanne, Liestal, Locarno, Lugano, Luzern, Meilen, Morges, Moutier, Neuchâtel, Neuhausen, Olten, Porrentruy, Rorschach, Schaffhausen, Sissach, Solothurn, St. Gallen, Thalwil, Thun, Tramelan, Uster, Vevey, Wädenswil, Wettingen, Wil, Winterthur, Wohlen, Yverdon, Zofingen, Zug, Zürich (24 Stadtfilialen)

Freitag, 14. Januar 1949

MIGROS

«Die Zeitung in der Zeitung»

Licht in Trustbezirke

Zündhölzli

Am 17. April 1948 kritisierten wir in unserem Samstaginserat unter dem Titel «Das schweizerische Zündhölzli» dessen Qualität. Wir stellten dabei fest, dass die Schweiz die schlechtesten Zündhölzli habe, angefangen beim üblen Geruch, der beim Anzünden entstand, bis zum sehr unangenehmen Abspringen der Zündmasse und bis zum schlechten, unregelmässigen Brennen.

Die offensichtlich unter Führung des Schweden-Trusts stehende Vereinigung blieb auf diese scharfen Angriffe stumm. Es sei aber mit Genugtuung festgestellt, dass seither die Qualität der schweizerischen Zündhölzli wesentlich besser geworden ist.

Im April 1948 stellten wir die Abgabe von italienischen Zündhölzchen in Aussicht, mussten dann aber 14 Tage später auf entstandene Schwierigkeiten hinweisen, da offensichtlich auf Trustmachenschaften hin unserem Lieferanten die Ausführung jenes Vertrages verunmöglicht wurde.

Am 11. Juni stand fest, dass die Schikanen gegen den Export erstklassiger italienischer Zündhölzli nach der Schweiz diesen endgültig ausser Frage stellten.

Wir ruhten aber nicht und suchten in der Welt herum nach trustfreien Zündhölzchen.
Endlich fanden wir sie beim polnischen Monopol und bringen sie unter dem Schlagwort auf den Markt:

Paket zu 10 Schachteln zu 50 Zundhölzer

25 statt **40** Rappen

wie im Durchschnitt die Verkaufspreise für ein Paket zu 10 Schachteln zu etwa 50 Zundhölzchen bei der massgebenden Konkurrenz bisher waren (nur vereinzelt wurden sie zu 35 Rp. abgegeben). Unsere Schächteli sind etwas kleiner und handlicher, enthalten aber die üblichen 50 Zundhölzli wie die andern, die **50 Prozent mehr kosten.**

Jetzt hat es der schweizerische Käufer in der Hand, den Meister zu zeigen, wie er ihn gegenüber der Fleischpreispolitik gezeigt hat.

Wohlverstanden liefert die Schweiz gegen diese Zündholzimporte **schweizerische Industrieerzeugnisse nach Polen, die sonst nur mit grossen Schwierigkeiten Kompensationsware finden.**

Wieder ein Artikel zum Friedenspreis — das ist eine Leistung

und dazu die grosse Befriedigung, dass heute auch die Schweizer Zündhölzli allgemein wenigstens wieder in Friedensqualität, wenn sie auch viel zu teuer sind, geliefert werden.

Die Tat ist die Waffe gegen den Trust. Wir geben sie Euch in die Hand; an Euch Hausfrauen ist es, sie wuchtig zu gebrauchen.

Ein guter Rat an die Preiskontrolle

Die Eidg. Preiskontrollstelle hatte von allem Anfang an keine leichte Aufgabe. Es sei auch gleich festgestellt, dass sie während des Krieges durchaus erfolgreich wirkte, im Gegensatz zu den staatlichen Preiskontrollen so vieler anderer Länder. Dieser Erfolg ist nicht zuletzt auch auf das Walten der Preiskontrollkommission zurückzuführen, in der die meisten wichtigen grundsätzlichen und praktischen Entscheide nach sachlicher Diskussion der Experten gefasst wurde.

Es ist menschlich verständlich, dass die Preiskontrolle während des Krieges, d. h. während der ständigen Kriegsgefahr, in der das Land schwebte, leichter zu handhaben war, als in der Nachkriegszeit, als alles nach mehr Freiheit drängte und viele Leute die amtlichen Vorschriften nicht mehr tragisch nahmen. Diese veränderte Lage hätte auch der Preiskontrollstelle in Montreux-Territet zum Bewusstsein kommen sollen. Die logische Folge einer solchen Erkenntnis wäre gewesen, die Preiskontrolle erst recht streng neutral und sachlich zu führen. Vor allem aber den Grossen, wie Nestlé, Geigy usw., keine Maschen zum Durchschlüpfen offenzulassen — und gleichzeitig gegen die kleinen Sünder forsch vorzugehen. Es wurde aber in der gegenteiligen Richtung marschiert. Ausserdem wurde die Preiskontrollkommission kaltgestellt; die Konsumentenvertreter aufs unflätigste behandelt und schliesslich völlig ausgeschaltet.

Das letzte zweifellos in Verteidigung der Preiskontrollstelle gefasste Communiqué der Preiskontrollkommission betreffend die Suppenpreise war durchaus irreführend. Es griff diejenige Gruppe an, die die Suppenpreise von jeher verbilligt hatte und jetzt unverändert tief liess, es verteidigte dagegen den Suppentrust, der die Preise um 17 bis 25 Prozent erhöhte. Das ist psychologisch falsch. Eine amtliche Preiskontrolle sollte jede Anstrengung der Wirtschaft, die Preise unten zu halten, eher begrüssen als bekämpfen, ansonst büsst sie ihren Kredit in der Oeffentlichkeit ein.

Auch das neue Communiqué betr. Zuckerpreise ist politisch gehalten. Frühere, ähnliche amtliche Mitteilungen führten in sachlicher Weise die neuen Höchstpreise genau an; statt dessen wird eine Prozentualrechnung publiziert, aus der der Konsument nicht klug und der Handel eher desorientiert wird.

Unser guter Rat besteht darin, mit der Preiskontrolle keine Politik zu treiben, sondern auf die solide alte Praxis zurückzugreifen: die Wiederherstellung einer eigentlichen kleinen **Fachkommission** unabhängiger Experten, wie sie die Preiskontrollkommission bei ihrer Gründung durch Bundesrat Obrecht war, und anderseits Belassung der Funktion des Stabilisierungsausschusses als eigentliches ausgleichendes Organ der Verbände. Auf diese Weise könnte die Preiskontrollkommission das Volkswirtschafts-Departement nach dem Gesetz vom 1. September 1939 sachlich und fachlich beraten und anderseits der Stabilisierungsausschuss seine segensreiche Arbeit des Ausgleiches, gestützt auf die Fachberichte der Preiskontrollkommission, unanfechtbar erfüllen.

Die öffentliche Meinung ist durchaus fähig, ihren Willen in die Tat umzusetzen. Das hat der Frischfleisch-Boykott deutlich gezeigt. Es wäre kluger, ja, es ist geradezu oberste Pflicht, wieder jede Gewähr für sachliche neutrale Behandlung so wichtiger Fragen zu schaffen. Das würde auch die beste Garantie bieten für die Herstellung der früheren Disziplin, die so enorm wichtig ist und die in der schwierigen Nachkriegszeit nicht weniger wichtig ist als während des Krieges.

2. Zucker-Abschlag

Kristallzucker Kilo -.95²
Paket 2100 g 2.—

Würfelzucker Kilo 1.15
die beliebten Sparwürfel

Der wesentliche Zuckerabschlag wird sich auch auf den Lebenskostenindex auswirken. Es ist von grosser Bedeutung, dass dessen Steigen verhindert und den Konsumenten von der Preisseite Erleichterung wird.

Das ist das Schöne, dass durch die Migros-Preisregulierung nicht nur die Migros-Kundschaft profitiert. Unsere Preispolitik wirkt sich so anstekkend aus, dass das ganze Schweizervolk in den Genuss der Abschläge kommt, auch wenn die Kalkulation für alle Konkurrenten sehr schmal ist.

Neu!

Fasnachts-Chüechli
Paket zu 4 Stück 140 g 1.— 100 g —.71⁴

Schenkeli Paket 135 g —.75 100 g —.55⁵

Migros Kaffee-Spezialitäten

Bonarom
ein guter Alltagskaffee
Paket 380 g 1.50 ¼ kg —.98⁷

Campos
kräftige Mittelqualität
Paket 270 g 1.50 ¼ kg 1.38⁸

Columban
die aromatische Mischung, Edelsorten mit kräftigem Brasil
Paket 228 g 1.50 ¼ kg 1.64⁵

Exquisito
der Qualitätskaffee aus reinen Edelsorten. Feinster Schwarzkaffee
Paket 215 g 1.50 ¼ kg 1.74⁴

Zaun koffeïnfrei
Paket 229 g 1.50 ¼ kg 1.63⁷
Mit Zaun schlafen Sie ruhig.

Qualität putzt!

In wenigen Monaten **50% mehr Umsatz** in Migros-Kaffee! Der prächtige Geruch beim Kaffeemahlen und der unübertreffliche Gaumengenuss beim Trinken tun ihr Werk.

Das gilt auch für den Kaffee «Zaun». Einer auf Koffein noch so Empfindlicher ist nicht mehr ausgeschlossen vom vollen Kaffeegenuss!

ABSCHLAG

Ia Feinkristall-Zucker Kilo -.95²
Paket 2100 g 2.—

Ia Würfelzucker Kilo 1.15
Paket zu 1 Kilo